

Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie HAFOS

Niels van Quaquebeke & Nina Plum

Outside-In: Eine Perspektivbestimmung zum Umgang mit Wissen in der Sozialpsychologie



Universität Hamburg

Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie
Hamburg Social Psychology Research Papers

Fachbereich Psychologie · Arbeitsbereich Sozialpsychologie
Psychology Department · Institute of Social Psychology
Von-Melle-Park 5 · 20146 Hamburg / Germany

Diesen Artikel zitieren als:

van Quaquebeke, N., & Plum, N. (2005). *Outside-In: Eine Perspektivbestimmung zum Umgang mit Wissen in der Sozialpsychologie*. (Hamburger Forschungsbericht zur Sozialpsychologie Nr. 57). Hamburg: Universität Hamburg, Arbeitsbereich Sozialpsychologie

In ähnlicher Form erschienen in:

van Quaquebeke, N., & Plum, N. (2005). *Outside-In: Eine Perspektivbestimmung zum Umgang mit Wissen in der Sozialpsychologie*. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 147-171). Lengerich: Pabst Science Publishers.

Outside-In:

Eine Perspektivbestimmung zum Umgang mit Wissen in der Sozialpsychologie

Niels van Quaquebeke¹

quaquebeke@respectresearchgroup.org

Nina Plum

nina.plum@uni-hamburg.de

Zusammenfassung: Ausgehend von der Betrachtung, dass Wissen das zentralste Medium einer Wissenschaft ist, widmet sich dieser Beitrag einer Status- und Entwicklungsanalyse für die Wissensstrukturen der Sozialpsychologie. Anhand verschiedener wissensbasierter Prozesse werden konkrete Möglichkeiten aufgezeigt, die sowohl nachhaltig zum Erkenntnisgewinn in unserer Disziplin beitragen, als auch der mitunter breit aufgestellten Sozialpsychologie wieder eine geteilte Perspektive geben könnten. Vorausgesetzt, wir finden den Mut, uns nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell zu entwickeln.

Schlüsselworte: Wissensmanagement, Wissensprozesse, Sozialpsychologie

Outside-In: An analysis on the use of knowledge in Social Psychology

Abstract: Indicating that knowledge is the foremost central medium of a science, this article provides an investigation of the current status and a developmental outlook on knowledge-structures within Social Psychology. Looking at different knowledge-processes specific opportunities for change are pointed out, which on the one hand might contribute substantially to the processes of understanding and on the other might also unify the sometimes extensively construed Social Psychology under a shared perspective. Provided that we have the guts, to not only develop the content but also the structures of our discipline.

Key words: Knowledge Management, Knowledge Processes, Social Psychology

¹ Der Erstautor wird mit einem Doktorandenstipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes unterstützt.

1 Der Weg ist nicht das Ziel

Von Zeit zu Zeit hält jeder einmal gleichsam rückblicken als auch vorausschauend inne und stellt sich die Frage, wonach er eigentlich strebt. Um unser Leben nicht der Zufälligkeit auszusetzen, versuchen wir uns Ziele zu setzen. Dazu überlegen wir meist, wie unser Weg bisher verlaufen ist und wie wir es mit den gegebenen Ressourcen erreichen können, die uns nun notwendig erscheinenden Veränderungen einzuleiten. Ein aufwändiger und anstrengender Prozess. Ein Prozess, der auch gerne mal aufgeschoben wird, denn genau diese Art von Fragen können einen angesichts der erwarteten Mühen verzweifeln lassen oder sogar eine existentielle Sinnkrise auslösen. Vorliegender Beitrag soll weniger eine Sinnkrise auslösen, vielmehr soll dieser Vergleich verdeutlichen, was es heißt, Perspektiven entwickeln zu wollen. Benötigt wird in jedem Fall eine gewisse Gelassenheit angesichts der bevorstehenden Gedankenspiele, denn ohne eine solche bleiben unsere Überlegungen gefesselt vom Glauben an das „Müssen“, „Sollen“ und „nicht Dürfen und Können“.

Glücklicherweise öffnet sich auch die Sozialpsychologie immer wieder diesen Reflektionsprozessen (siehe bspw. McGarty & Haslam, 1997b, oder die Sonderausgaben des *Personality & Social Psychology Review* 1992/18, 2004/8). Dennoch fällt auf, dass wirklich grundlegende Gedanken meist nur von einem kleineren Kreis geäußert werden (können). So sind es in unserer Wissenschaft meist nicht die Kollegen, die in der Blüte ihrer Schaffenskraft stehen, welche es sich erlauben können, das System, in dem sie sich gerade entfalten und das ihnen die Perspektive für die nächsten Jahre bieten soll, in Frage zu stellen. Nein, dies scheint eher ein Privileg der entweder noch jungen Generation an Forschern oder der bereits lang arrivierten Wissenschaftler zu sein, denn beide sehen sich bedingt durch ihre jeweils besonderen Positionen in der Lage, gestaltend wirken zu können (und zu wollen). So konnte etwa Walter Mischel im Rahmen seiner Lesung der „distinguished lectures“ an der Universität Hamburg (2004) anmerken, dass unsere Wissenschaft (die Psychologie) dem falschen soziologischen Modell zu folgen droht. Auch Witte (2005) beschreibt in seinen Ratschlägen für Jungwissenschaftler, die sich in der Scientific Community etablieren wollen, kein allzu ideales Bild, wenn er empfiehlt, einzelne interessante Effekte zu prüfen, wobei man „nur möglichst einen neuen oder einen mit einem neuen Namen versehenen Effekt wählen“ sollte. Diese kritische Sicht auf unsere Disziplin ist keine neue Erscheinung. Auch Allport (1968, S. 68) merkte an:

“Many contemporary studies seem to shed light in nothing more than a narrow phenomenon studied under specific conditions [...] some current investigations seem to end up in elegantly polished triviality – snippets of empiricism, but nothing more.”

Solche Kommentare stehen natürlich jedoch nicht ohne Kritik, denn wenn sie von noch allzu jungen Sozialpsychologen vorgetragen werden, so werden diese häufig mit einem milden elterlichen Lächeln im Sinne eines „Lerne du erst einmal das wahre Leben kennen“ bedacht. Stammen diese Kommentare von bereits lange arrivierten Wissenschaftlern, wird dagegen süffisant angemerkt, dass es ja gerade sie waren, die dieses oder ein ähnliches Modell in ihrer eigenen Schaffenszeit in der angeprangerten Art geprägt und versäumt haben, der Entwicklung gegenzusteuern.

Dessen ungeachtet können auch die Autoren dieses Beitrags den Zeigefinger nicht entbehren, manchmal provokativ recht hoch gehalten, aber mit dem milden Lächeln der Jugend, die sich all ihres Idealismus bewusst ist, auch wenn sie weiß, dass wahrscheinlich vieles den Zwängen der Realität zum Opfer fallen wird. Die Gelegenheit scheint günstig zur Veränderung, wir sollten sie nicht abermals versäumen (zur Thematik der "verpassten Gelegenheiten" siehe Lück, 2005).

2 Die Unbelehrbarkeit der Lehrenden

Der Titel des Jubiläums-Symposiums zur Methodologie der Sozialpsychologie in Hamburg war mit Bedacht erneut auf die Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie fokussiert. Gerade die Sozialpsychologie erfährt in den letzten Jahren nicht unerhebliche Umbrüche. Wir befinden uns wieder in einer geradezu kreativen Phase in Methodologien (etwa Strukturgleichungs- und Multilevelanalysen, siehe auch die Methoden am Beispiel intraindividuelle Erfassung von Vorurteilen von Feger, 2005), Technologien und Theorien. Neue Möglichkeiten, aber auch Revitalisierungen vergangen geglaubter Gebiete machen diese Zeit aufregend und interessant (siehe bspw. Kerschreiter, Frey, & Streicher, 2005 am Beispiel sozialer Neurowissenschaft). Dennoch befinden wir uns auch in einer als schwierig zu bezeichnenden Phase als ein Fach mit einem historisch geprägten Schwerpunkt in den Grundlagen. In einer Zeit, in der es aus jedem Winkel der Universität hallt: „Was habt ihr zu bieten?“ muss das eigene Selbstverständnis schon sehr klar sein, um nicht in einen schlecht gestimmten Chor zu verfallen, bei dem Außenseiter nur ein (wenn auch melodisches) Rauschen wahrnehmen können (McGarty & Haslam, 1997a). Ende der 80er Jahre merkte Witte (1987) bereits an, dass mehrere Sozialpsychologien nebeneinander existieren und es an der Zeit sei, sich zwischen dem unbekümmerten Weiterverfolgen dieser Entwicklung, der weiteren Ausdifferenzierung oder dem Versuch einer Integration zu entscheiden, wobei Letzteres vom Autor mit Aussicht auf die mangelnden Perspektiven der anderen Optionen klar favorisiert wurde.

Im Rahmen der bundesweiten Umstrukturierungen des Studiengangs Psychologie wird es Zeit für eine Perspektivenbestimmung in der Psychologie, insbesondere in der Sozialpsychologie, die sich im Fahrwasser der angewandteren Richtungen wie Arbeits- und Organisationspsychologie, Wirtschaftspsychologie, pädagogischer Psychologie und anderer fragen muss, was ihr Kerngeschäft in der Vergangenheit war, heute ist und zukünftig sein soll. Traditionen sollten dabei nicht leichtfertig über Bord geworfen werden, wohl aber sollten wir bedenken, welche unserer Kerngeschäfte überhaupt einen USP (unique selling proposition)² bieten? Was Unternehmen seit einigen Jahren angesichts der zunehmend schwierigen Marktbedingungen praktizieren, um ihren strategischen Überlegungen eine gemeinsame Konstante zu geben, kann uns an der Universität als ernstzunehmendes Beispiel dienen. Wir sollten unsere Augen nicht davor verschließen, was auf der anderen Seite die Wirtschaftswelt auch uns lehren kann, insbesondere wenn diese sich bereits mit Bedingungen konfrontiert sah, die jetzt Schritt für Schritt auch in unsere Disziplin Einzug halten. Weiterhin nur von einer unidirektionalen Wirkung der universitären Innen- auf die Außenwelt auszugehen erscheint antiquiert und blendet bedeutsame Entwicklungsperspektiven schon im Ansatz aus. Doch scheint es charakteristisch für Lehrende, dass sie nur ungern von anderen belehrt werden möchten. Lieber wird nach langer Konfrontation, Überforderung und Frustration das Heft vollständig aus der Hand gegeben und, wie bereits mancherorts geschehen, den Unternehmensberatungen übergeben. Diese mögen zwar die benötigte Biz-Sprache³ besser beherrschen, entbehren jedoch allzu häufig ein tieferes Verständnis für unsere Wissenschaft. Ob wir Verantwortung übernehmen und handeln oder diese delegieren, die Konsequenzen haben letztendlich dennoch wir zu tragen. Es ist also leichtfertig, nicht selbst die erforderliche Entwicklung – inklusive der notwendigen Einschnitte – zu betreiben.

3 Wissenschaft ist konservativ

Anliegen des vorliegenden Artikels ist es nicht, einer ganzen Wissenschaft inhaltliche Ziele zu verschreiben (dies sollte den Experten der jeweiligen Gebiete obliegen), vielmehr soll der Versuch unternommen werden, die zugrunde liegenden Strukturen zu kommentieren und gleichzeitig eine Entwicklungsperspektive für diese aufzuzeigen. Der Erkenntnisgewinn bildet in den idealistischen Vorstellungen vieler Jungwissenschaftlers natürlich die oberste Priorität einer Wissenschaft. Ganz im Sinne Ludwig Flecks (1935, S. 40) kommen auch wir für unsere

² Jenen, die sich am „Selling“ stören, sei hier erklärt, dass der Begriff die gesamten Stärken eines Objektes im Gegensatz zu anderen Marktobjekten umfassend zu beschreiben versucht. Dabei geht es um die Einzigartigkeit aber auch den Nutzen des Objektes, also seine Daseinsberechtigung.

³ Unter Biz-Sprache versteht man gehypte Wirtschaftsbegriffe, maßgeblich geprägt durch aktuelle Schwerpunkte der Unternehmensberatungen.

Disziplin nicht umhin zu konstatieren „Wissenschaft ist konservativ“. Eine Perspektivbestimmung muss also zuweilen radikal anmutend provozieren, um zum einen alte „disziplinäre Matrizen“ (Kuhn, 1977) aufzubrechen und zum anderen die Weite der möglichen Entwicklungen zu verdeutlichen. Dabei sind es häufig nicht die neuen Konzepte, die radikalisiert werden, vielmehr ist es schon die eigentliche Frage nach Substanz und Zielen, die als unzumutbar erachtet wird, erhebt doch diese längst Routinisiertes wieder zur Disposition.

Im universitären Umfeld kommen neue Konzepte meist in Form von Dienstsanweisungen daher und weniger als ein Resultat der intrinsischen Motivation der Mitarbeiter. So sind es denn auch Dienstsanweisungen, die uns dazu bewegen, uns mit Konzepten wie Budgetierung, Leitbildentwicklung und Corporate Design auseinanderzusetzen. Der Tenor ist häufig der falsche. Typischerweise ist er defizitorientiert. Die Tatsache, dass in diesen Prozessen durchaus ein Mehrwert steckt, der nicht nur auf Effizienz und Rentabilität zielt, wird allzu gern übersehen. So reagieren die Betroffenen auf diese häufig etwas „unpsychologische“ Art der Implementierung dann auch eher mit einer aus sozialpsychologischer Perspektive durchaus begründbaren Reaktanz denn mit der erhofften Einsicht.

Auch der Begriff des Wissensmanagements dürfte den meisten Lesern nicht allzu fremd sein. Paradoxerweise forschen wir zu diesem Arbeitsfeld seit seinen Anfängen an dutzenden Arbeitsbereichen. Wir erforschen, wie man Change-Management betreibt, wie man Mitarbeiter motiviert, wie man Wissen diagnostiziert, den Transfer desselben fördert und welche Unternehmenskultur man dafür braucht, und doch scheinen wir gegen unsere eigenen Forschungsbefunde recht resistent. Dass unserer eigenen Organisation die Umsetzung solcher Inhalte auch nicht schlecht zu Gesicht stehen würde, erscheint uns kaum einer Überlegung wert zu sein. Nur vereinzelt wird bereits angemerkt „[...] current (social) psychology is facing a demanding development task, namely to organize the rapidly growing knowledge in theoretical space“ (Fiedler, 2004, S. 123).

Wissensmanagement ist ein Ansatz, der sich seit dem Ende des letzten Jahrzehnts großer Beliebtheit erfreut. Durch seine praktische Ausrichtung beschreibt er einen auch für uns sehr interessanten Prozess. Raub (2001, S. 3543) beschreibt Wissensmanagement als

„[...] die Gesamtheit der Modelle und Konzepte, welche die strategische Bedeutung von Wissen als organisationale Ressource herausarbeiten sowie Techniken und Instrumente zur bewussten Gestaltung wissensrelevanter Prozesse in Organisationen entwickeln.“⁴

Es geht darum, Wissen als eine wesentliche strategische Ressource zu erfassen, zu speichern, zu vermehren und zu erhalten, sprich zu managen, wie Unternehmen es auch mit Ressourcen anderer Art tun (vgl. Capurro, 1998). Die Besonderheit unseres eigenen Wissenschaftsbetriebes ist es, unserer inhärenten Logik entsprechend Wissen zu entwickeln, bereit zu stellen und zu vermitteln. Wir befinden uns damit in der vorteilhaften Position WM nicht bloß als flankierende Maßnahme sehen zu müssen, um andere Ziele wie etwa Profitmaximierung erreichen zu können. Wissen ist unser Tagesgeschäft. Systemtheoretisch gesprochen ist es unser zentralstes Medium (Willke, 1998). Soviel zum logischen Schluss. Unverkennbar ist jedoch, dass wir uns damit schwer tun. Wir hinken dem Potenzial der von Reis und Stiller schon 1992 ausgerufenen „second generation research“ noch immer hinterher. Die Art und Weise unseres Umgangs mit Wissen scheint trotz enormer technischer Möglichkeiten immer noch klassischen Grenzen des Publikationsprozederes, Zitierzirkeln und anderer weiter unten noch ausgeführten Mechanismen zu unterliegen. Bewusste Anstrengungen, diesen Entwicklungen entgegenzuwirken, werden derzeit leider eher wenig unternommen. Ein Umstand, der bedauerlich ist, da unser aktueller Status kaum als Optimum aufzufassen ist. Ein Umstand, der, wie Mischel implizit mit seinem oben erwähnten Ausspruch anmahnte, langfristig unserer Disziplin und dem effizienten Erkenntnisgewinn im Wege stehen wird.

4 (Wissen)schafft Wissen

4.1 Daten, Information und Wissen

Wissensdefinitionen gibt es derzeit, gerade durch die Aktualität des Themas, sehr viele, sowohl psychologische als auch betriebswirtschaftliche. In der Literatur besteht ein weitgehender Konsens darüber, dass für Fragen des WM eine klare Abgrenzung von Daten, Information und Wissen wesentlich ist (vgl. North, 2002; Probst, Raub, & Romhardt, 1998; Reinmann-Rothmeier & Mandl, 1999). Grundlage bilden hier die folgenden Ausführungen, die den Vorteil einer inhaltlich nachvollziehbaren Unterscheidung bieten, was sich für die Betrachtung und für die spätere Diskussion als hilfreich erweist.

⁴ Zuweilen birgt dieser Begriff auch große Gefahren, neigt er doch zur Aufblähung eines Umstandes, der sowieso schon praktiziert wird, und macht vermeintlich klar, was doch implizit ist.

Willke (1998) beschreibt sehr anschaulich die unterschiedlichen Ebenen der drei Begrifflichkeiten. Daten sind seiner Definition nach nur kodierte Beobachtungen, die meist im Überfluss zur Verfügung stehen. Sie sind das „Rohmaterial“ von Informationen. Erst durch die Einbettung in ein erstes Relevanzsystem werden aus Daten Informationen bzw. systemisch relevante Daten. Dabei werden Unterschiede in Hinblick auf ein für das System bedeutsames Kriterium festgelegt (problem- bzw. zielbezogen). Die so generierten Informationen müssen jedoch abermals mit einem zweiten Relevanzkontext abgeglichen werden, um letztendlich zu Wissen avancieren zu können. Dieser zweite Kontext besteht aus den gesammelten Erfahrungen des jeweiligen Systems. Wissen ist demnach die Einbettung von Informationen in einen individuell bzw. systemisch spezifischen Erfahrungskontext.

Betrachtet man diese Unterscheidung, so wird klar, dass wir als Forscher individuell zwar mit Wissen arbeiten, dieses jedoch leidlich gut für unsere gesamte Disziplin managen. Ähnlich verhält es sich mit den Daten. Wir erheben, kumulieren und werten aus, aber herausgeben wollen wir dieses wertvolle Gut kaum. Was wir weitergeben, befindet sich meist auf der Informationsebene und damit auf einer Ebene, die für andere zwar über die Relevanz des Ziels oder Problems verständlich ist, jedoch nicht den Erkenntnisverlauf als Ganzes nachvollziehbar macht.

Eine Fokussierung auf Informationen ist verständlich, bietet doch diese Extraktionsebene den schnellstmöglichen Anschluss. Wir definieren Relevanzen und geben auf diese Antworten. Die Verknüpfung mit der Daten- und Wissensebene ist ungleich schwieriger.

1. Daten

Abgesehen von der Tatsache, dass eine Publikation von Daten bis vor wenigen Jahren technisch nur recht umständlich möglich war, ist es selbst heute noch unüblich. Barrieren bestehen u.a. darin, dass aus dem gleichen Material unterschiedliche Schlüsse gezogen werden können (einen interessanten Gegenansatz kann man einem Special Issue des Leadership Quarterly 2002 entnehmen. Hier wurde gleiches Datenmaterial von Autoren mit unterschiedlichen Methoden untersucht. Siehe Castro, 2002). Statt uns mit der Ambiguität der Resultate zu beschäftigen, geben wir gern möglichst schnell klare Antworten. Somit (über-)fordern wir weder uns selbst noch die Leser und der entscheidende Vorteil ist, dass es für die Zukunft leichter zu benennen sein wird, welchen Effekt man gefunden hat. Unser Fokus scheint eher auf den Antworten zu liegen als uns gebührend mit den Fragen auseinander zu setzen. Ein Umstand, der angesichts des geringen Alters unserer Disziplin von außen doch etwas unreif anmuten muss, gerade wenn man die in weiten Teilen vorherrschende definitorische Unschärfe unserer Begriffe bedenkt.

2. Wissen

Wissen wirft nun das Problem auf, dass sich mit einem zweiten Relevanzkontext auseinander gesetzt werden muss: den Erfahrungen, die bereits in dem Feld gesammelt werden konnten, in dem nun die Antwort erfolgen soll. Auch hier blenden wir meist die Ambiguität aus. Wir ignorieren dissonante Ergebnisse anderer Autoren oder – nicht ganz so offensichtlich – versetzen diese in einen Nebensatz „... andere Autoren fanden auch ...“, ohne dann weiter darauf einzugehen. Eine verständliche Neigung, merkt man doch häufig erst nach dem Vorliegen eigener Daten, dass man eigentlich über die Daten eines anderen Autors nichts weiß und damit auch wenig über die Information, die er / sie uns gegeben hat. Wir können nicht auf einen gemeinsamen Erfahrungskontext aufbauen, weil wir in den üblichen Artikeln nicht mit den nötigen Schnittstellen (häufig sind dies die Ambiguitäten) konfrontiert werden. So ist dann auch schwierig den für Wissen notwendigen gemeinsamen Erfahrungskontext herzustellen. Von Zeit zu Zeit wird dieser Umstand so klar, dass sich an Metaanalysen herangewagt wird. Jeder, der eine solche jedoch schon einmal angegangen ist, weiß, wie schwierig es ist, die entscheidenden Schnittstellen zu identifizieren und diese im besten Falle auch noch mit Daten unterfüttert zu bekommen. Eine Aufgabe, die sehr frustrierend sein kann, die aber gerade im Lichte der hier angesprochenen Thematiken einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung unserer Forschungsdisziplin leistet.

4.2 Status und Perspektiven des Wissensmanagements in unserer Organisation

In Anlehnung an das Bausteinmodell zum Wissensmanagement von Probst et al. (1998) wird im Folgenden beschrieben, welche Schritte die Sozialpsychologie einleiten könnte, um unsere Strukturen eher auf einen Erkenntnis- als Prestigegewinn auszurichten. Dabei sollte klar sein, dass es sich bei dem vorgestellten Modell des WM um ein Arbeitsmodell handelt, die vorgestellten Prozessabschnitte also weder absolut trennscharf noch für alle Belange absolut erschöpfend sind. Einige Ausführungen und Anregungen mag der einzelne Leser somit durchaus auch in anderen WM-Prozessabschnitten als die Autoren sehen.

Das Modell besteht aus einem operativen Kern und einem eher strategisch zu sehenden äußeren Prozess (vgl. Abbildung 1). Während die äußeren Prozesse das Modell zu einem Managementregelkreis ausbauen, indem sie die Richtung aufzeigen und überprüfen, ob der richtige Pfad eingeschlagen wurde, geht es im Inneren eher um den konkreten Umgang mit der Ressource Wissen. Dabei hängen die Problem- oder Prozessfelder in ihrer Wirkweise durchaus zusammen.

Schematisch lässt sich dieser Ablauf wie folgt darstellen:

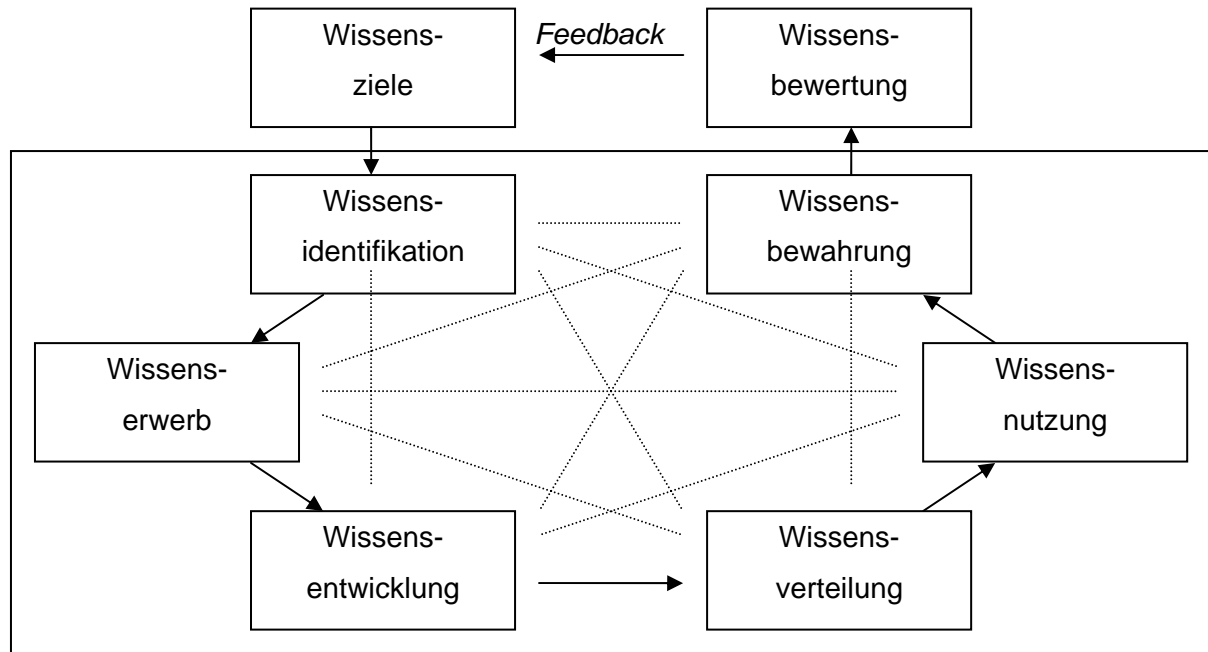


Abbildung 1: Bausteine des Wissensmanagements (Probst et al., 1998, S. 56)

Zur Übertragung des Modells auf unsere Disziplin wird in Folge erst beschrieben, was man sich unter den einzelnen Bausteinbegriffen konkret vorzustellen hat, um dann die von den Autoren wahrgenommenen Entwicklungstendenzen in den jeweiligen Bausteinen - zuweilen etwas überspitzt - auszuführen und anschließend eine Handlungsempfehlung abzuleiten. In der folgenden Darstellung haben wir versucht, die unzähligen schon vorhandenen Gedanken und Anmerkungen vieler Kollegen sowohl zum derzeitigen Status als auch zu möglichen Auswegen unter dem vereinenden Konzept des Wissensmanagements zu berücksichtigen. Im Zuge der Statusbeschreibung bitten die Autoren jedoch um Verständnis, dass bei Missständen auf konkrete Verweise verzichtet wird, da es nicht um das herausstellen Einzelner gehen soll. Bei der Beschreibung des Modells widmen wir uns zuerst den inneren Abläufen. Die äußeren beiden Bausteine werden am Ende behandelt.

4.2.1 Wissen identifizieren

Dieser Baustein beschreibt die Notwendigkeit, Transparenz über vorhandenes Wissen zu schaffen. Es geht um die Identifikation von sowohl internem als auch externem Wissen. Für uns stellt sich somit die Frage, ob wir erkennen können, wie und wo wir Wissen besitzen bzw. wie und wo wir an benötigtes Wissen herankommen. Dabei bezieht sich diese Frage nicht nur auf den derzeitigen Stand der Forschung, sondern auch auf längst vergangene Wissensträger und Objekte. Insbesondere durch das verbreitete Streben, Publikationen ein auf neuesten Erkenntnissen basierendes Fundament zu geben, neigen wir dazu, hauptsächlich solche Publikationen zu erwähnen, die nicht länger als fünf bzw. maximal zehn

Jahre zurückliegen, womit wir uns derzeit der Möglichkeit berauben, diese Transparenz wirklich herstellen zu können. Wir fokussieren auf die Baumgipfel, ohne uns allzu lange mit Stamm und Wurzelwerk auseinander zu setzen. Allerdings würde es gerade einer Sozialwissenschaft gut zu Gesicht stehen, bewusst mit den eigenen Wurzeln umzugehen, sich also immer wieder in sich selbst zu verankern. Durch den Fokus auf die Oberfläche behindern wir denn auch häufig die definitorische Klarheit. Wer sich kaum mit den Begriffen früherer Forschung auseinander setzt, ist post-hoc nur schwer fähig daran anzuknüpfen. Als Folge stellt sich ein, dass wir uns mit scheinbar widersprüchlichen Ergebnissen konfrontiert sehen, die aber schon per definitionem voneinander abweichen. Der Nebel neuer schillernder Begrifflichkeiten wird immer dichter (siehe Zitate oben Allport, 1968, Witte 2005), während der Erkenntnisgewinn gleichzeitig schwindet. Die Autoren gehen davon aus, dass es am effektivsten wäre, diesen Punkt bereits in der Ausbildung aufzugreifen, d.h. Studenten in die Denksystematik einzelner Forschungsgebiete einzuführen und sie in diesem Zuge mit der korrekten Benutzung der Begrifflichkeiten sowie Theorienbildung vertraut zu machen (Fiske, 2004). Über die Vorbereitung auf diese Lehre wird dann höchstwahrscheinlich auch der Lehrkörper stolpern und seine eigene bisher angewandte Begriffs- und Theorieroutine hinterfragen (Higgins, 2004, zeigt diese Wechselwirkung wunderbar am Beispiel der Theorienbildung seiner eigenen Self-Discrepancy-Theory).

Ein anderes Problem stellt die Identifikation derzeitiger Wissensträger und –objekte dar. Abhilfe könnte ein in Organisationen übliches Verfahren schaffen. Diese setzen „Yellow Pages“ oder auch „Wissenslandkarten“ zur Katalogisierung des Wissens und Visualisierung von Wissenspotenzialen ein. Während wir den Yellow Pages schon durch die zunehmende Entwicklung des Internets und damit auch der Forscherhomepages näher gerückt sind, so bleibt die letzte Konsequenz noch aus. Nur vereinzelt tragen sich Personen bei ihren Verbänden in den so genannten Expertenlisten ein. Und ist man einmal eingetragen, dann kümmert man sich kaum noch um eine Aktualisierung. Ein System jedoch, das unsere Disziplin so aufbereiten würde, dass aktuelle und vergangene Expertise genauer aufgeschlüsselt und modernen Suchverfahren geöffnet würde, wäre imstande, die benötigte interne Transparenz herzustellen. Der Vorteil für alle Beteiligten läge schon nach dieser Einzelmaßnahme auf der Hand. Schnellere Netzwerkbildung, kürzere Recherchedauern, stabile und nachhaltige Entwicklung von Wissen. In einem ganz ähnlichen Lichte erscheinen auch die Wissenslandkarten. Hier geht es ebenfalls darum, Wissen transparent zu machen, jedoch liegt der Fokus auf dem Wissen und weniger auf den Wissensträgern. Das System dahinter entspräche dem oben bereits angesprochenen.

Neben der Transparenz über internes Wissen sollten wir uns zudem mit möglichem externen Wissen beschäftigen. Was oben angesprochen wurde, sei hier noch einmal vertieft. Während sich andere Disziplinen wie die Wirtschaftswissenschaften, insbesondere die privat

geführten wirtschaftswissenschaftlichen Hochschulen, immer wieder an der Praxis orientieren, um sich dort Best-Practices zu suchen, so scheint die Sozialpsychologie im wahrsten Sinne Elfenbeinturmforschung zu betreiben. Ein Elfenbeinturm, zu dem wir nur selten jemand Externen hineinbitten und ein Elfenbeinturm so hoch, dass die externe Wissenslandschaft manchmal kaum noch erkennbar ist. Hier verweisen Kerschreiter, et al. (2005) gerade auch auf die Bedeutsamkeit der (öffentlichen) Auseinandersetzung mit psychologischen Bestsellern. In diesem Zusammenhang ist allzu offensichtlich, dass viele Multiplikatoren der Gesellschaft ihr sozialpsychologisches „Halbwissen“ eher aus solchen Quellen als aus den wissenschaftlichen Veröffentlichungen unserer Zunft beziehen. Eine konkrete Empfehlung ist dennoch wahrlich schwer zu leisten. Vielleicht wäre ein erster Schritt zu konstatieren, dass es da draußen auch für uns relevante Wissensträger sowie einen Markt für sozialpsychologische Veröffentlichungen gibt.

4.2.2 Wissen erwerben

Dieser Baustein verdeutlicht, dass es immer nötig ist, sich Wissen extern durch Wissensträger oder Produkte einzuholen. Dabei muss es sich nicht unbedingt um Personen außerhalb der Universität handeln. Externe Wissensträger können auch Studenten (Cacioppo, 2004), Mitglieder anderer Arbeitsbereiche oder Fachbereiche oder auch dergleichen Disziplin aber anderer Nationen sein (Fiske, 2004). Der Finger wird hier also auf den wunden Punkt des Einzelwissenschaftlers oder abgekapselten Arbeitsbereichs gelegt: das „Schmoren im eigenen Forschungssaft“. Es droht auf allen Ebenen: Professoren, die sich nur um ihre Belange kümmern, Doktoranden, die nur ihre Dissertation sehen, und Diplomanden, die neben ihrer Diplomarbeit kaum mehr etwas anderes wahrnehmen. Mal ganz abgesehen von unserer ganzen Disziplin, der Sozialpsychologie, die sich nur vereinzelt wirklich in die Interdisziplinarität wagt, ja manchmal noch nicht einmal zu anderen Teildisziplinen unter dem gemeinsamen Dach der Psychologie. Die positiven Beispiele, wie sie Levine und Moreland (2004) beschreiben, sind da eher eine Seltenheit. Interdisziplinarität wird meist nur dann verfolgt, wenn es um Forschungsgelder geht. Dann kooperieren wir. Wirkliche Kooperation im Sinne des Wissenserwerbs ist jedoch etwas anderes, als einen Antrag zu schreiben und dann eine gemeinsame Website zu haben (siehe bspw. Wiswede, 2005 zu möglichen Synergien zwischen Sozialpsychologie und Soziologie). Vielleicht wird uns die notgedrungene Fusion einiger Fachbereiche (wie an der Universität Hamburg ab 2005 vorgesehen) dem Ziel des Wissenserwerbs, wenn auch ungewollt, etwas näher bringen. In jedem Fall aber sollten wir bei zukünftigen Projekten zum einen auf Interdisziplinarität achten und zum anderem diesem Namen auch durch eine substantielle Kooperation insbesondere in der Wissensgenerierung Rechnung tragen (Kruglanski, 2004; in press, führt darüber hinaus sehr anschaulich aus, dass für wahre Interdisziplinarität eine

Abstraktion unserer bisherigen Theorien notwendig ist). Alles andere gerät zu einer Alibiveranstaltung, die für alle Beteiligten eher hinderlich als förderlich sein dürfte.

Unter den Baustein des Wissenserwerbs fällt auch die Auswahl der Mitarbeiter in einer Organisation im Sinne von neuen Wissensträgern. Auch hier wird es Zeit, dass sich die Psychologie bspw. die Frage stellt, welchen Studenten wir eigentlich haben wollen. Die Regelungen der ZVS sind wohl seit langem überholt und die meisten wissen das auch, doch der Widerstand dagegen (wohl aufgrund der befürchteten Mehrarbeit) hält sich in Grenzen. Aber nicht nur die Auswahl der Studenten, sondern auch die Auswahl und vor allem das langfristige Binden von guten Mitarbeitern an den Fachbereich sind meist noch verbesserungswürdig. So sollte bei organisationalem Wissenserwerb nicht nur auf wissenschaftliche Aktivität, sondern insbesondere an einer Universität auf die didaktische Expertise geachtet werden. Ein Umstand, dem leider in heutigen Berufungsverfahren und bei der Entwicklung von Leistungskriterien meist noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Anders als das Konzept der Einführung via Juniorprofessur wäre es doch adäquat, über eine klassische Probezeit für alle zu besetzenden Positionen nachzudenken, an deren Ende ein breit gefächertes Resümee gezogen werden kann. So würden einige Enttäuschungen auf Bewerber-, aber auch auf Fachbereichsseite ausbleiben und sich diejenigen Verbindungen finden lassen, die wirklich synergetisches Arbeiten mit wissenschaftlichem und didaktischem Wissen ermöglichen.

4.2.3 Wissen entwickeln

Mit „Wissen entwickeln“ ist im organisationalen Kontext die Produktion und Kreation neuer Fähigkeiten, Produkte, Ideen und Prozesse gemeint. Dabei geht es insbesondere darum, die erforderlichen Rahmenbedingungen für „Wissensarbeiter“ zu schaffen. Hier sollten wir uns selbstkritisch fragen, ob der heutige Forschungshabitus noch der Mehrung von Wissen gilt oder ob nicht vielmehr durch den immensen Publikationsdruck häufig diejenigen Forschungsfelder außer Acht gelassen werden (müssen), die sich nicht schnell in Teilgebiete, Einzeluntersuchungen und nette formrunde Publikationen verpacken lassen. In vielen Bereichen ergibt ein gewisser Publikationsdruck zwar Sinn, aber wäre es nicht möglich, gewissen komplexen Themengebieten oder Überblicksarbeiten mehr Freiräume insbesondere in Form publikationsfreier Zeit einzuräumen, um zuweilen wieder mehr Substanz schaffen zu können? Wer kann es sich heute schon leisten, sich eine längere Weile nur dem Denken und der Konzeptionalisierung größerer Theorienkomplexe zu widmen, und wer an höherer Stelle kann in der heutigen Situation schützend die Hand über einen seiner Schützlinge halten mit der Verteidigung, dieser solle im Moment nur denken und nicht die Quantität seiner Publikationen mehren. Der Schaffung von „compelling coherence and aesthetic beauty“ (Kruglanski, 2001, S. 872) in globaleren Theorien scheint dem Druck schnellerer Effekterklärungen weichen zu müssen. Es ist, als wären wir einem

Publikationswahn erlegen, in dem nicht mehr der Inhalt als solches, sondern nur das wie schnell, ob signifikant und in welchem Journal gemessen werden. Insbesondere der fast ausschließliche Fokus auf signifikante Ergebnisse droht alle Kreativität im Keim zu ersticken (Higgins, 1992). Werden doch augenscheinlich in der Publikationswelt nicht-signifikante Ergebnisse mit Nicht-Wissen gleich gesetzt. Und so versuchen wir Mini-Signifikanz-Effekte herauszupressen, wobei wir den Mehrwert einer falsifizierten H1 übergehen. Eine Herangehensart, die im Übrigen bei erfolgreichen Unternehmen in der Praxis längst überholt ist, weil sich letztendlich gezeigt hat, dass viele erfolgreiche Produkte aus ungezügelterm Gedankenspiel der Mitarbeiter hervorgehen (prominentes Beispiel ist die Arbeitsweise bei 3M, hervorgegangen aus der Erfolgsgeschichte Post-It als ein missglückter Versuch die Festigkeit von Acrylatklebstoff zu verbessern). Dabei werden auch Fehler dokumentiert, um gerade diese in Zukunft zu umgehen oder das Problem anders anzugehen. Unsere Neigung zur Publikationsmessung ist nach dem Verwechseln von Gedankenfreiheit und absoluter Gedankenruhe in Kreisen einiger Professoren durchaus verständlich, jedoch sollten wir nicht das Kinde mit dem Bade ausschütten.

Gerade für Jungwissenschaftler bieten diese Entwicklungen ein zuweilen verheerendes Bild (Reis & Stiller, 1992, S. 471; West, Newsom, & Fenaughty, 1992, S. 482; Witte, 2005). Es scheint, als ob man schon als Jungwissenschaftler damit anfangen müsse, seine Netzwerke strategisch aufzustellen, statt sich entsprechend inhaltlicher Interessen mit den „richtigen“ Leuten zusammenzufinden. Die Zeit für die allgemein konstatierte notwendige Kreativität (Fiedler, 2004) fällt dem Zwang und dem Druck zum Opfer. So steht denn auch die Komplexität moderner Methoden häufig in keinem Verhältnis mehr zu der eigentlichen Aussage bzw. geringen Komplexität der Theorie.

“Impressive gains in technical competence have been [...] something of a mixed blessing, for the fascination with technique seems all too often to have replaced a concern for substantive significance.” (Cartwright, 1979, S. 87)

Wenn Tiefe so wenig gedankt wird, dann ist es kaum ein Wunder, dass substanzielle Überblicksartikel und Meta-Analysen nur selten und häufig ungenügend durchgeführt werden (können). Dabei sind die Leistungen und der Erkenntnisgewinn, die in solchen Arbeiten stecken, zuweilen höher als die zwanzigste Publikation zu einem Thema oder die Entdeckung eines weiteren vereinzelter Minieffekts. Wie schon Popper anmerkte, braucht es durchaus Mut, eine globalere Theorie zu formulieren, denn gerade für diese Art an Theorie gibt es unzählige Möglichkeiten, diese zu falsifizieren (1935, zitiert nach Kruglanski, 2001, S. 872). Wollen wir Wissen entwickeln und aus dem Wust an Einzeleffekten auch wieder Theorien erhalten, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass dies ohne dezidierte Spielräume für Einzelne bzw. für einige Themenbereiche nur suboptimal funktionieren wird. Andernfalls

bleiben diese Tätigkeiten ein Risiko, das viele Sozialpsychologen – wahrscheinlich gerade die (taktisch) Schlauesten unter ihnen – scheuen werden.

4.2.4 Wissen (ver)teilen

Die Verbreitung des benötigten Wissens zum richtigen Zeitpunkt an die richtigen Nutzer ist einer der zentralen Punkte, der das Konzept des Wissensmanagements in der Praxis so dringlich werden ließ. Im Unternehmen ist es primär eine Frage der Wettbewerbsfähigkeit, in unserem Fach eine Frage der Erkenntnisfähigkeit über die nächsten Jahre. Dabei stellen weniger die Techniken die Probleme dar als vielmehr der Mensch selbst, der sein Wissen hortet, in der Gewissheit nur verlieren zu können, wenn er dieses teilen sollte (Davenport, 1996, S. 36). Kritisch ist, dass benötigtes Wissen zum richtigen Zeitpunkt verfügbar gemacht und zum entsprechenden Adressaten befördert wird. Publikationen sind jedoch schon bei ihrer Erscheinung überholt, weil der Autor meist seit mindestens einem Jahr weiter geforscht hat. Der Austausch mit Kollegen hinkt also zumindest über das Medium des Artikels häufig zu weit hinterher. Als vorbildlich gilt hier wieder der direkte Austausch zwischen den Forschern und zwar auch über ihre persönlichen Netzwerke hinaus. Auf den Kongressen bekommt man einen Eindruck davon, welches aktuelle Wissen auch jenseits von Veröffentlichungen, Workshops und Vorlesungen durch die Hallen fließt. Hätten wir die bereits unter 4.2.1 angesprochenen Yellow Pages, so stünde zu vermuten, dass auch hier die Wellen noch höher tragen könnten. Auf diese Weise kämen wir u.U. auch davon los, nur die Großen unserer Zunft für hörens- und zitierenswert zu halten. Diejenigen, deren Namen wir schon in unzähligen Artikeln gelesen haben und deren Worte viel weiter tragen als die anderer, zuweilen ungeachtet ihrer Qualität. Hier wäre es eine Überlegung, ob nicht auch unsere Publikationslandschaft einer gewissen Auffrischung bedarf. Wie wäre es bspw. mit peer-reviewed Journals, in denen nur Diplomanden und Doktoranden publizieren dürften (erste, leider bisher kaum bekannte Ansätze existieren bereits als Journal of Psychology and Behavioral Sciences oder Modern Psychological Studies). Auf diese Weise könnten sich Netzwerke und ein Informationsaustausch bilden, der sich nicht durch die „Altmeister“ blockiert sieht. Zitierzirkel würden entweder umgangen oder durch eine lebhafte Konkurrenz wieder offener werden. Es können parallele Verteilungssysteme entstehen, die dann in ihrem Destillat eine erfreulich kreative Mischung bieten würden.

Generell ist diesem Punkt nur schwer beizukommen, da es kaum organisationale Maßnahmen gibt, die greifen, wenn nicht die Kultur auch entsprechend unterstützend ist. Wissen zu teilen und beim Wissensprozess an relevante Andere zu denken, kann nicht forciert werden, sondern muss in seinen Vorteilen individuell begriffen werden. Sollten wir weiterhin Wissenskapital für uns allein höher schätzen als den Ertragswert, den wir durch seine Investition ziehen würden, wird sich kaum etwas ändern. Solange wir nicht ernsthaft kooperieren, werden wir wohl nie erfahren, was es heißt, ein „Return on (Knowledge)

Investment“ (ROI) zu erwirtschaften. Solange wir nur unsere langen Gewissheiten und nicht unsere Unsicherheiten und Ambiguitäten veröffentlichen, können wir nur schwerlich mit einem Dialog rechnen.

4.2.5 Wissen nutzen

Erworbenes Wissen will genutzt werden. Dazu zählt zum einen eine benutzerfreundliche Wissensdokumentation in verschiedenen Systemen, aber auch der produktive Einsatz von Wissen bspw. in Form von Patenten oder Produkten. Die bloße Produktion von Wissen stellt allein noch keine Nutzung sicher. Die hier aufkommende Frage, ist wie wir sicherstellen können, das Wissen auch wirklich genutzt wird. Eine in diesem Rahmen derzeitig prominente Diskussion bietet die Thematik der kostenlosen Online-Journals. Die Soros-Open-Access-Gemeinde hat es sich zur Aufgabe gemacht, verfügbares Wissen auch wirklich verfügbar zu machen (Budapest Open Access Initiative), es also nicht an der ersten finanziellen Barriere scheitern zu lassen. Dabei ist es schon merkwürdig, welche Möglichkeiten uns das WWW bietet und wie wenig wir davon nutzen. Die Argumentation der etablierten kostenpflichtigen Journals, man benötige die Einnahmen für die Qualität des Journals, ist sicher nicht von der Hand zu weisen. Schließlich sind die Kosten für den Aufwand eines solchen Journals nicht unerheblich. In Zeiten moderner Technologie wäre es jedoch eine Überlegung wert, ob nicht Content Management Systeme das Layout übernehmen, ob nicht Data Mining Tools eine automatische Verknüpfung bieten und ob sich nicht Kollegen wie bei klassischen Journals auch auf der Basis ihrer Expertise auf der elektronischen Plattform Reviews bereitstellen könnten. Das Ergebnis wäre eine Art sozialpsychologisches Wikipedia, gepflegt und unterhalten durch die Forscher selbst, offen für jedermann, der Interesse zeigt. Vielleicht würden wir dann auch eine weitere Barriere abbauen, die wir gern um unser ach so heiliges Wissen bauen. Denn während andere Wissenschaften versuchen, ihre meist sehr komplexen Ergebnisse und Theorien der Allgemeinheit zugänglich zu machen, scheint es sich in unserer Disziplin zum Sport zu entwickeln, auch Alltägliches umständlich auszudrücken, damit wir uns nicht dem Vorwurf der Trivialität aussetzen (West et al., 1992). „Wissen nutzen“ heißt, es auch nutzbar für Externe zu machen. Dabei sollte in erster Linie die Sprache keine Barriere darstellen. Erst in zweiter Linie kann man dann den vielbeschworenen Technologietransfer einleiten. Wobei hier generell eine Einstellungsänderung stattfinden sollte, dass nämlich Technologietransfer und die Erprobung und Evaluation in der Praxis kein „nice-to-have“, keine Zusatzaufgabe darstellen, sondern dies vielmehr immanent zum Wissenschaftsbetrieb gehört. Erst dann kann von einem ganzheitlichen Forschungsansatz gesprochen werden (siehe Partialmethodologien in Witte, 1987). Deshalb sollten wir uns auch nicht scheuen, proaktiv in neue Gefilde aufzubrechen und mit Fug und Recht unsere Erkenntnisse an den Mann zu bringen, denn erst ein Wissen in Anwendung wird durch die zunehmende Erfahrung reicher an Substanz (siehe dazu das

Beispiel Verwaltungspsychologie von Beck, Koch, & Fisch, 2005; oder Partnerschaftsforschung von Grau, 2005). Die Gründe warum wir uns nicht zu verstecken brauchen, möchten wir hier nicht noch einmal darlegen, hierzu existieren bereits ausführliche Darstellungen und Beispiele (Auhagen & Bierhoff, 2003; Brewer, 2004; Werth, 2004; Wottawa & Gluminski, 1995). Einen Stein des Anstoßes wollen wir jedoch noch ins Rollen bringen. Möglicherweise sollte man auch eine Neustrukturierung unseres Betriebes einmal kreativ hinterfragen. Wie wäre es denn mit einem Knowledge Office für unsere Disziplin? Eine Einheit, die dezidiert für die Verknüpfung von Wissen zuständig ist und einzelne Forscher auf Nachfrage oder proaktiv auf Versatzstücke zu ihrer Forschung hinweist. So ist es in den großen Unternehmensberatungen üblich, bei einem neuen Projekt Anfragen an das Knowledge Office zu stellen, das neben konkreten Recherche-Aufgaben auch interne Best-Practices oder Wissensträger sucht, die einem den Einstieg oder die Weiterentwicklung eines Projektes erleichtern können. Meldet sich ein Projektteam nicht bei einem solchen Knowledge Office, so wird es kontaktiert und darauf hingewiesen, dass es andere vergleichbare Projekte in dem Feld gibt mit einer nicht unerheblichen Menge an nutzbarem Material. Ein Aufwand, der sich für die Beratungen schnell lohnt. Eine Vorgehensweise und bestechende Logik, von der wir durchaus lernen können.

4.2.6 Wissen bewahren

Ziel dieses Bausteines ist es, das organisationale Vergessen zu vermeiden. Dazu wird die Nutzung verschiedenster organisationaler Medien zur Speicherung, aber auch Aktualisierung des bewahrungswürdigen Wissens angestrebt. Eklatant ist dieser Punkt, weist er doch auf unser schnelles Vergessen hin. Das sprichwörtliche „Rad neu erfinden“ sollte es in einer gut geführten Wissensorganisation kaum geben und doch kommt es bei uns immer wieder vor, dass Effekte mit einem neuen Namen einige Jahrzehnte nach deren Erstentdeckung berichtet werden, ohne die Originalquelle überhaupt noch anzugeben bzw. manchmal gar nicht gelesen zu haben. Zuweilen blenden ganze Epochen Effekte aus, weil sie auf diese Abweichung zu der aktuellen Mainstreamforschung nicht eingehen wollen. Bedauerlich ist dieses, weil unsere Wissensentwicklung schwieriger nachvollziehbar wird und sich somit häufig den gleichen Thematiken zugewendet wird, ohne einen Mehrwert zu schaffen. Dieser Punkt ist sicherlich nicht ganz unabhängig von oben bereits ausgeführten Anmerkungen zu sehen, denn wer unter Publikationsdruck steht und wenig ernsthaft über den eigenen Tellerrand schaut, dem fällt es wohl auch schwer, die nötige Kreativität zu entwickeln, um eklatante Blind-Spots oder wichtige Versatzstücke in den Theorien aufzuspüren. Eine erfreuliche Entwicklung hat dagegen in Form der elektronisch verfügbaren Journals stattgefunden. Sind diese doch mittlerweile sehr nutzerfreundlich gestaltete Zugriffssysteme. Sie bieten über die Suchfunktion oder die direkten Hyperlinks aus dem Text des Artikels eine unkomplizierte Möglichkeit, die relevanten zugehörigen Artikel aufzufinden und weniger der

eigenen Bequemlichkeit oder der Nichtverfügbarkeit in den Bibliotheken zu unterliegen. Es bewahrheitet sich die WM-Weisheit: Der Grad der Strukturierung und Verknüpfung eines Dokumentes entscheidet über die Erinnerungsfähigkeit. Sollten nun auch ältere Werke digitalisiert werden, so können wir hoffen, dass auch deren Inhalte wieder stärker in unseren Fokus rücken und revitalisiert werden. Im Zuge der Digitalisierung stellt sich somit heutzutage auch die Frage nach der primären Funktion von Fachbibliotheken. Denkbar wäre, dass gerade diese sich dem Prozess der Strukturierung, insbesondere der (digitalen) Verknüpfung älterer Werke widmen, um sie so dem Wertschöpfungsprozess unserer Wissenschaft wieder zuzuführen.

Eine andere Maßnahme zielt eher auf die persönlichen Verhältnisse an der Universität (siehe dazu auch Nonaka & Takeuchi, 1997). Das Modell des Mentors, der unter seiner Obhut Jungwissenschaftler in die Welten der Wissenschaft und Bürokratie einleitet, wird heutzutage kaum mehr bewusst gelebt. Dies mag zum einen an der meist früh konstatierten Selbstständigkeit der Jüngeren, aber vielleicht auch an einem historisch den 68er entwachsenem Nicht-Bevormunden-Wollen seitens der Älteren liegen. Auch das derzeit vielerorts praktizierte „vakant Halten von Stellen“ zur Einsparung von Personalmitteln lässt sich aus einer wissensorientierten Perspektive nur als katastrophal bezeichnen. Das Abfließen umfangreichen impliziten Wissens, wenn langjährige Mitarbeiter die Universität verlassen, ist ein bestechendes Beispiel unnötiger Ineffizienz. Unglücklicherweise erleben allzu häufig die junge und die ältere Generation auf die Weise nur ein nebeneinander wachsen, anstatt sich substantiell gegenseitig zu befruchten und somit nachhaltig Ressourcen auf beiden Seiten zu schonen. Das bewusste Eingehen lang andauernder Anlern-Verhältnisse an einem Ort dürfte die Erkenntnistradition an einem Arbeitsbereich, aber auch unserer ganzen Disziplin um einiges kontinuierlicher gestalten als es bisher der Fall ist. Die Bewahrung von Wissen ist neben Fragen der strukturellen Gestaltung also auch eine Frage der Gestaltung persönlicher Beziehungen.

4.2.7 Wissensziele definieren

Der äußere Rahmen des Bausteinmodells wird durch Wissensziele eingeleitet. Wissensziele haben die Aufgabe, organisationalen Lernprozessen eine Richtung zu geben und Erfolg und Misserfolg von WM überprüfbar zu machen. Die Festlegung der Ziele erfolgt dabei auf den Ebenen a) normativer Wissensziele, b) strategischer Wissensziele und c) operativer Wissensziele.

a) Normative Wissensziele beziehen sich auf die Schaffung einer entsprechenden Kultur. Bezogen auf die Sozialpsychologie dürfte man meinen, dass die Relevanz und Wertigkeit von Wissen erkannt wird, es mangelt eher an einem konsequenten Umgang mit der Ressource. Teils bedingt durch Strukturen, eigene Trägheit sowie durch die eigene Ungewissheit leben wir das klassische Bild des Wissenschaftsbetriebes weiter. Heute, gut

ein Jahrzehnt nach dem beispiellosen Erfolg des Internets mutet dieser Zustand fast anachronistisch an. Es wird Zeit, sich neuen Perspektiven zu stellen und diese zu (be)leben. Vielleicht leistet dieser Artikel einen ersten Beitrag hierzu. Im Rahmen der b) strategischen Wissenszieldefinition geht es um die Bestimmung von Kernwissen, aber auch von entsprechendem Kompetenzbedarf bzw. Blind-Spots. Was können wir, was haben wir, was wissen wir? Aber genauso: Was wollen wir können, was wollen wir haben, was wollen wir wissen? Diese Fragen sollte sich insbesondere die Sozialpsychologie in diesen Jahren stellen. Im Fahrwasser der Arbeits- und Organisationspsychologie oder Wirtschaftspsychologie wirkt es zuweilen so, als verlören wir an Profil. Wir kümmern uns mehr um reißerische en-vogue Themen als bspw. klassischen Effekten der Gruppenleistung, der Outgroup-Homogenität oder Heuristiken. Die Social Identity Theorie verkommt zu einer Theorie, die lieber nach Belieben ausgeschlachtet und für allerlei angewandte Problematiken uminterpretiert wird, als selbige konsequent weiter zu entwickeln (vgl. Abrams & Hogg, 2004, S.103). Unser Kerngeschäft, die Grundlagenforschung, droht in das stiefmütterliche Abseits zu geraten. Dabei dürfte gerade hier ein klares Außenprofil zu erarbeiten sein. So halten beispielsweise unsere Ergebnisse zur Effektivität des klassischen Brainstormings nach Osborn (1957) erst in den letzten Jahren Einzug in die Praxis und werden dort mit Verblüffung aufgenommen (Diehl & Stroebe, 1987, 1991). Bestätigen sie doch empirisch, dass eine Königsmethode, die lange Zeit für plausibel gehalten und standardmäßig zur Ideenfindung in der Praxis eingesetzt wurde, in der ursprünglich postulierten Form ineffizient ist. Unsere Grundlagenforschung hat hier eindeutige Defizite identifiziert und Wege zur Prozessverbesserung aufgezeigt. Statt also das Rad ewig neu zu erfinden oder es auf verschiedenen Untergründen zum Laufen zu bringen, sollten wir nach dem dazugehörigen Wagen suchen. Zu einem großen blinden Fleck drohen hier insbesondere nicht-signifikante Ergebnisse zu geraten. Dass in der Falsifizierung von Hypothesen ein zumindest gleich großer Erkenntnisgewinn wie in der Validierung steckt, scheint noch nicht ins allgemeine Verständnis (insbesondere der Verleger und Reviewer) vorgerückt zu sein.

Nach Kurt Lewin ist „Nichts so praktisch wie eine gute Theorie“ und auch Kruglanski (in press) insistiert „Theories are bridges that concatenate isolated domains of our discipline, connect us to our past, and forge links to other social sciences.“ Trotzdem mutet es an, als ob wir unsere Disziplin zu einer Ansammlung an Minitheorien oder eher Effekttheorien verkommen lassen (Kerschreiter et al., 2005). Nur vereinzelt werden Anstrengungen unternommen, theoretische Entwicklungen aufzuzeigen und zusammengehörige Theorien auch zusammen zu präsentieren (Frey & Irle, 2002; Six, 2005). Integrierende Modelle fehlen dennoch schon seit längerem zu häufig (West et al., 1992) und ohne Rahmen fällt es wiederum schwer, die blinden Flecken überhaupt erkennen zu können (ein positives Beispiel beschreiben Abrams & Hogg, 2004, S.104, anhand der Social Identity Theoriy als

Metatheorie, die einen kohärenten Ordnungsrahmen für die Forschung erst in den Intergruppen- nun aber auch in den Intragruppenprozessen bietet). Ein fast schon trivialer Ansatz wäre in diesem Zuge ebenfalls unsere strategischen Nicht-Ziele zu definieren. Dabei sollte man sich in Konsequenz überlegen, welche unserer heutigen Handlungen uns langfristig welchem Ziel oder Nicht-Ziel näher bringen. Dies führt dann zu c) den operativen Zielen, nämlich wie stark wir meinen, steuernd auf diese Prozesse einwirken zu müssen. Wenn wir uns als Sozialpsychologie nicht der Zufälligkeit der Evolution aussetzen wollen, dann stehen diese Überlegungen an. Das 20. Hamburger Symposium zur Methodologie der Sozialpsychologie galt der Perspektivbestimmung und die Autoren sind überzeugt, dass dies nur die erste von vielen zukünftigen Veranstaltungen zu diesem Thema sein sollte. Operativ sollten wir zudem festlegen, welche Instanzen wir schaffen können, die solche Zielbestimmungen, aber auch die Begleitung obiger Prozesse leisten könnten. Auch hier wären die disziplinären Knowledge Offices eine Möglichkeit. Eine andere läge in den jeweiligen Fachgruppen. Ähnlich wie beim Wissensmanagement in einer Firma dürfte es auch für unseren Kontext kritisch werden, wie das „Management“, also Professoren und Arbeitsbereichsleiter, zu diesen Prozessen stehen und mit welchen Einsatz sie sich den Aufgaben verschreiben. Zu befürchten steht im Moment, dass diese sich selbstständig kaum etwas verschreiben, ohne es von oben explizit verschrieben zu bekommen. Verwunderlich ist diese Reaktion wiederum nicht wirklich. Ist doch der Wissensbereich der Markt unserer Wissenschaft. Und damit folgt er den klassischen Marktmechanismen der individuellen Profitmaximierung wohl aber kaum der Verfolgung eines gemeinsamen Wissensziels, solange dieses nicht in einem Werterahmen von außen etabliert wird. Zwar mag man kritisieren, dass sich Einzelne dem Egoismus hingeben, verwundern darf es vor diesem Hintergrund jedoch niemanden. Verwundert sind die Autoren hier eher darüber, wie lange sich unsere Disziplin schon diesem bewussten von außen gesteuerten Werte-Management entzogen hat und wie wenig Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, misslichen Entwicklungen gegenzusteuern. Unserer Meinung nach dürfte die bewusste Steuerung des Wissens ein entscheidender erster Schritt in Richtung nachhaltiger gemeinsamer Identität und Perspektiven sein.

4.2.8 Wissen bewerten

Am Ende des Prozessmodells steht die Bewertung des Wissens. Dabei sollen insbesondere die vorher formulierten normativen, strategischen und operativen Ziele hinsichtlich der Qualität und Zielerreichung bewertet werden. Zentrale Aufgabe ist in diesem Zuge die Entwicklung und Anwendung verschiedener Bewertungsindikatoren und –Methoden, um ein Controlling zu ermöglichen. Erst durch eine sorgfältige Bewertung werden über eine Feedbackschleife zu den Wissenszielen die entscheidenden Kurskorrekturen aufgezeigt. Dieser Baustein ist weitestgehend ein Novum für unsere Disziplin, und doch scheint die

Einführung eines solchen Prozesses angemessen. Möglich wären hier bspw. Qualitätszirkel, die die Entwicklungen in ihrem Expertisebereich über die Jahre verfolgen, dokumentieren und für das Folgejahr jeweils Empfehlungen aussprechen. Es könnten Evaluationsindikatoren, wie sie in der Lehre schon als Standard existieren, auch für den Erkenntnisgewinn durch Forschung etabliert werden. Indikatoren, die aus der Wissenschaft selbst kommen und sich nicht nach den zuweilen fehlgeleiteten Vorstellungen von Universitätsvorständen, Politik oder Medien richten. Indikatoren, die belegen, welchen Fortschritt und nicht welche Publikationszahl wir erreicht haben.

Wichtig ist dieser Prozess ohne Zweifel, auch für eine Bestandsaufnahme des derzeitigen Zustandes nach den Kriterien des Erkenntnisgewinns. Möglicherweise können wir über eine kritische Auseinandersetzung mit dem momentanen Status (und dem wahrscheinlich damit verbundenen unerfreulichen Erwachen) den nötigen Schub für den Rest der hier vorgestellten Prozesse bekommen. Uns erfreuen am Erreichten und streben nach dem Erwünschten.

5 Die differenzierte Gemeinsamkeit

Hier wurde eine idealistische Strukturperspektive mit den Zielen des Erkenntnisgewinns und der Erkenntnissicherung vorgestellt. Neben diesen rein strukturellen, wissensorientierten Anmerkungen sollten die inhaltlichen, strategischen Ziele von den entsprechenden Experten aufgegriffen werden (wie etwa durch die Agenda2000 Reihe des European Journal of Social Psychology, 30(1+2) geschehen).

Die Frage, die sich uns stellt, ist, wollen wir die bundesweite Umstrukturierung des Studiengangs Psychologie nicht gleichzeitig auch nutzen, die Entwicklungsrichtung der Sozialpsychologie bewusst zu gestalten. Die Autoren dieses Artikels sind entschieden der Meinung, dass es höchste Zeit ist zu reflektieren, um einerseits als Wissenschaftsbereich wieder an Identität zu gewinnen und um andererseits den Teilnehmern dieses Wissenschaftsbetriebes wieder eine gemeinsame und vor allem wünschenswerte Perspektive zu geben. Der Sozialpsychologie, darüber sind sich ihre Mitglieder wohl einig, gehört bis auf weiteres ein unverkennbarer Platz unter den großen Disziplinen der Psychologie. Plätze können aber nur denjenigen zugewiesen werden, die nach außen klar erkennbar sind. Und noch viel mehr werden diese Plätze nur dann freigehalten, wenn klar ist, wohin man will, und diesen Zielen nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten folgt. Lernen können wir und sollten wir, um die sich uns derzeit bietenden Perspektiven wahrzunehmen. Im Zentrum unserer Anstrengungen sollten definitorische Klarheit, Auseinandersetzung mit der zugrunde liegende Historie von Begriffen und Theorien, sorgfältige und nachhaltige Entwicklung verschiedener Messinstrumente und die Integration einzelner Minieffekte zu globaleren Theoriegebilden stehen. Nur so wird die Sozialpsychologie langfristig und

fundiert ihre Anschlussfähigkeit sowohl innerhalb ihrer Wissenschaft als auch für Außenstehende gewährleisten können. Und nur so dürfte der charakteristische Mehrwert (USP) unseres Gebietes auch für die Praxis zu erkennen sein.

Betrachten wir unsere Wissenschaft als Markt, dessen Logik immer weniger durch Bestreben nach Erkenntnisgewinn, sondern zusehends durch klassische, eher hedonistisch geprägte Karriereentscheidungen bestimmt wird, so sollten wir uns fragen, ob wir den Markt wirklich in dieser Art unreguliert lassen oder ob wir diesem nicht eine eigene, unserer Wissenschaft zuträglichere Logik auferlegen wollen. Eine Logik, die sich dann auch in den Strukturen (hier am Beispiel der Wissensstrukturen), unter anderem aber auch in der Förderung und Sanktionierung von Projekten, Personen oder Themen klar zeigen muss. Dabei sollten wir jedoch mit der gebotenen Behutsamkeit vorgehen, denn wer erst einmal anfängt zu regulieren, sieht sich oft dem Regulierungswahn erlegen und erschafft neue, ungewollte Logiken, die sich aus der Emergenz der Regulation entwickeln - ein in Deutschland nicht ganz unbekanntes Phänomen.

Aber schlussendlich sind wir Sozialpsychologen. Wer, wenn nicht wir, soll wissen, wie man eine solche Aufgabe sorgfältig angeht. Wer, wenn nicht wir, soll wissen, an welchen Rädchen zu drehen ist. Wer, wenn nicht wir, kann die nötige Leidenschaft für unsere Wissenschaft und ihre anstehenden Entwicklungen aufbringen.

Literatur

- Abrams, D., & Hogg, M. A. (2004). Metatheory: Lessons from social identity research. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 98-106.
- Allport, G. W. (1968). The historical background of modern social psychology. In G. Lindzey & E. Aronson (Eds.), *Handbook of social psychology* (2 ed., Vol. 1, pp. 1-80). Reading, MA: Addison Wesley.
- Auhagen, A. E., & Bierhoff, H.-W. (2003). *Angewandte Sozialpsychologie: Das Praxishandbuch*. Weinheim: Beltz, PVU.
- Beck, D., Koch, S., & Fisch, R. (2005). Verwaltungspsychologie - Ein wenig beachtetes Feld der Angewandten (Sozial) Psychologie. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 129-146). Lengerich: Pabst.
- Brewer, M. B. (2004). Taking the social origins of human nature seriously: Toward a more imperialist social psychology. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 107-113.
- Cacioppo, J. T. (2004). Common sense, intuition, and theory in personality and social psychology. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 114-122.
- Capurro, R. (1998). *Forschungsbericht: Wissensmanagement in Theorie und Praxis*. Stuttgart.
- Cartwright, D. (1979). Contemporary social psychology in historical perspective. *Social Psychology Quarterly*, 42(1), 82-93.
- Castro, S. L. (2002). Data analytic methods for the analysis of multilevel questions: A comparison of intraclass correlation coefficients, $r_{wg(j)}$, hierarchical linear modeling, within- and between-analysis, and random group resampling. *Leadership Quarterly*, 13(1), 69-93.
- Davenport, T. (1996). Some Principles of Knowledge Management. *Strategy - Management - Competition*(2), 34 - 40.
- Diehl, M. & Stroebe, W. (1987). Productivity loss in brainstorming groups: Toward the solution of a riddle. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 497-509.
- Diehl, M. & Stroebe, W. (1991). Productivity loss in idea-generating groups: Tracking down the blocking effect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, 392-403.
- Feger, H. (2005). Intraindividuelle Erfassung von Vorurteilen. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 100-128). Lengerich: Pabst.
- Fiedler, K. (2004). Tools, toys, truisms, and theories: Some thoughts on the creative cycle of theory formation. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 123-131.
- Fiske, S. T. (2004). Mind the gap: In praise of informal sources of formal theory. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 132-137.

- Fleck, L. (1935). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* ((1999) 4. ed.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Frey, D., & Irle, M. (2002). *Theorien der Sozialpsychologie* (Vol. 1-3). Bern: Verlag Hans Huber.
- Grau, I. (2005). Stand und Perspektiven der Paarbeziehungsforschung. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 59-76). Lengerich: Pabst.
- Higgins, E. T. (1992). Increasingly complex but less interesting articles: Scientific progress or regulatory problem. *Personality and Social Psychology Review*, 18, 489-492.
- Higgins, E. T. (2004). Making a theory useful: Lessons handed down. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 138-145.
- Kerschreiter, R., Frey, D., & Streicher, B. (2005). Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie: Herausforderungen für das nächste Jahrzehnt. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 25-43). Lengerich: Pabst.
- Kruglanski, A. W. (2001). That "Vision Thing": The state of theory in social and personality psychology at the edge of the new millennium. *Journal of Personality and Social Psychology*, 80(6), 871-875.
- Kruglanski, A. W. (2004). The quest for the gist: On challenges of going abstract in social and personality psychology. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 156-163.
- Kruglanski, A. W. (in press). Theories as bridges. In P. Van Lange (Ed.), *Bridging Social Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kuhn, T. S. (1977). *Die Entstehung des Neuen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Levine, J. M., & Moreland, R. L. (2004). Collaboration: The social context of theory development. *Personality & Social Psychology Review*, 8(2), 164-172.
- Lück, H. E. (2005). Die Begründung der Sozialpsychologie an deutschen Universitäten - Eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 11-24). Lengerich: Pabst.
- McGarty, C., & Haslam, S. A. (1997a). Introduction and a short history of social psychology. In C. McGarty & S. A. Haslam (Eds.), *The message of social psychology: Perspectives on mind in society* (pp. 355-373).
- McGarty, C., & Haslam, S. A. (Eds.). (1997b). *The message of social psychology: Perspectives on mind in society*. Malden, MA: Blackwell Publishers.
- Nonaka, I., & Takeuchi, H. (1997). *Die Organisation des Wissens*. Frankfurt am Main.
- North, K. (2002). *Wissensorientierte Unternehmensführung - Wertschöpfung durch Wissen* (3 ed.). Wiesbaden: Gabler.
- Osborn, A. F. (1957). *Applied imaginations*. New York: Scribner's.
- Popper, K. R. (1935). *Logik der Forschung*. Wien: Verlag Julius Springer.
- Probst, G., Raub, S., & Romhardt, K. (1998). *Wissen managen: Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource nutzen*. Wiesbaden: Gabler Verlag.

- Raub, S. (2001). Wissensmanagement. In *Gabler-Wirtschafts-Lexikon* (15 ed., pp. 3543-3546). Wiesbaden: Gabler.
- Reinmann-Rothmeier, G., & Mandl, H. (1999). Wissensmanagement: Modewort oder Element der lernenden Organisation. *Personalführung*, 32(12), 18-23.
- Reis, H. T., & Stiller, J. (1992). Publication trends in JPSP: A three decade review. *Personality and Social Psychology Review*, 18, 465-472.
- Six, B. (2005). Wendepunkte im Forschungsprogramm zu Einstellung & Verhalten. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 77-99). Lengerich: Pabst.
- Werth, L. (2004). *Psychologie für die Wirtschaft: Grundlagen und Anwendungen*. Heidelberg: Spektrum Akad. Verlag.
- West, S. G., Newsom, J. T., & Fenaughty, A. M. (1992). Publication trends in JPSP: Stability and change in topics, methods, and theories across two decades. *Personality and Social Psychology Review*, 18(4), 473-484.
- Willke, H. (1998). *Systemisches Wissensmanagement*. Stuttgart.
- Wiswede, G. (2005). Zwischen Annäherung und Entfremdung - Zum Verhältnis zwischen Soziologie und Sozialpsychologie. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 44-58). Lengerich: Pabst.
- Witte, E. H. (1987). Die Idee einer einheitlichen Wissenschaftslehre für die Sozialpsychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 18, 76-87.
- Witte, E. H. (2005). Theorienentwicklung und -konstruktion in der Sozialpsychologie. In E. H. Witte (Ed.), *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie* (pp. 172-188). Lengerich: Pabst.
- Wottawa, H., & Gluminski, I. (1995). *Psychologische Theorien für Unternehmen*. Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.



Universität Hamburg

- HAFOS -

Die Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie werden herausgegeben von Prof. Dr. Erich H. Witte und können als gedruckte Version über die folgende Adresse bezogen werden:

Prof. Dr. Erich H. Witte
Universität Hamburg
Arbeitsbereich Sozialpsychologie
Von-Melle-Park 5
20146 Hamburg
E-Mail: witte_e_h@uni-hamburg.de.

Die Mehrzahl der Forschungsberichte steht als PDF () – Datei zum Download zur Verfügung unter:
<http://www.uni-hamburg.de/fachbereiche-einrichtungen/fb16/absozpsy/hafos.html>

HAFOS Nr. 1 1992	Witte, E.H.: The extended group situation theory (EGST), social decision schemes, models of the structure of communication in small groups, and specific effects of minority influences and selfcategorization: An integration.
HAFOS Nr. 2 1992	Witte, E.H., & Scherm, M.: Technikfolgenabschätzung und Gentechnologie – Die exemplarische Prüfung eines Experten-berichts auf psychologische Konsistenz und Nachvollziehbarkeit.
HAFOS Nr. 3 1992	Witte, E.H.: Dynamic models of social influence in small group research.
HAFOS Nr. 4 1993	Witte, E.H., & Sonn, E.: Trennungs- und Scheidungsberatung aus der Sicht der Betroffenen: Eine empirische Erhebung.
HAFOSNr. 5 1993	Witte, E.H., Dudek, I., & Hesse, T.: Personale und soziale Identität von ost- und westdeutschen Arbeitnehmern und ihre Auswirkung auf die Intergruppenbeziehungen.
HAFOS Nr. 6 1993	Hackel, S., Zülske, G., Witte, E.H., & Raum, H.: Ein Vergleichberufsrelevanter Eigenschaften von „ost- und westdeutschen“ Arbeitnehmern am Beispiel der Mechaniker.
HAFOS Nr. 7 1994	Witte, E.H.: The Social Representation as a consensual system and correlation analysis.
HAFOS Nr. 8 1994	Doll, J., Mentz, M., & Witte, E.H.: Einstellungen zur Liebe und Partnerschaft: vier Bindungsstile.
HAFOS Nr. 9 1994	Witte, E.H.: A statistical inference strategy (FOSTIS): A non- confounded hybrid theory.
HAFOS Nr. 10 1995	Witte, E.H., & Doll, J.: Soziale Kognition und empirische Ethikforschung: Zur Rechtfertigung von Handlungen.
HAFOS Nr. 11 1995	Witte, E.H.: Zum Stand der Kleingruppenforschung.
HAFOS Nr. 12 1995	Witte, E.H., & Wilhelm, M.: Vorstellungen über Erwartungen an eine Vorlesung zur Sozialpsychologie.
HAFOS Nr. 13 1995	Witte, E.H.: Die Zulassung zum Studium der Psychologie im WS 1994/95 in Hamburg: Ergebnisse über die soziodemographische Verteilung der Erstsemester und die Diskussion denkbarer Konsequenzen.
HAFOS Nr. 14 1995	Witte, E.H., & Sperling, H.: Wie Liebesbeziehungen den Umgang mit Freunden geregelt wünschen: Ein Vergleich zwischen den Geschlechtern.
HAFOS Nr. 15 1995	Witte, E.H.: Soziodemographische Merkmale der DoktorandInnen in Psychologie am Hamburger Fachbereich.
HAFOS Nr. 16 1996	Witte, E.H.: Wertewandel in der Bundesrepublik Deutschland (West) zwischen 1973 bis 1992: Alternative Interpretationen zum Inglehart-Index.
HAFOS Nr. 17 1996	Witte, E.H., & Lecher, Silke: Systematik von Beurteilungskriterien für die Güte von Gruppenleistungen.
HAFOS Nr. 18 1997	Witte, E.H., & Kaufman, J.: The Stepwise Hybrid Statistical InferenceStrategy: FOSTIS.
HAFOS Nr. 19 1997	Kliche, T., Adam, S., & Jannink, H.: „Bedroht uns der Islam?“ Die Konstruktion eines „postmodernen“ Feindbildes am Beispiel Algerien in zwei exemplarischen Diskursanalysen.
HAFOS Nr. 20 1998	Witte, E.H., & Pablocki, Frank von: Unterschiede im Handlungsstil: Lage- und Handlungsorientierung in Problemlöse-Dyaden.

HAFOS Nr. 21 1998	Witte, E.H., Sack, P.-M., & Kaufman, J.: Synthetic Interaction and focused Activity in Sustainment of the Rational Task-Group.
HAFOS Nr. 22 1999	Bleich, C., Witte, E.H., & Durlanik, T.: Soziale Identität und Partnerwahl: Partnerpräferenzen von Deutschen und Türken der zweiten Generation
HAFOS Nr. 23 1999	Porschke, C.: Zur Entwicklung unternehmensspezifischer Anforderungsprofile mit der Repertory Grid Technik: Ergebnisse einer empirischen Studie.
HAFOS Nr. 24 2000	Witte, E.H., & Putz, Claudia: Routinebesprechungen: Deskription, Intention, Evaluation und Differenzierung.
HAFOS Nr. 25 2000	Witte, E.H.: Kundenorientierung: Eine Managementaufgabe mit psychologischem Feingefühl
HAFOS Nr. 26 2000	Witte, E.H.: Die Entwicklung einer Gruppenmoderationstheorie für Projektgruppen und ihre empirische Überprüfung.
HAFOS Nr. 27 2000	Figen Karadayi: Exposure to a different culture and related autonomouself: A comparison of remigrant and nonmigrant turkish lateadolescent groups.
HAFOS Nr. 28 2000	Witte, E.H., & Raphael, Christiane: Alter, Geschlecht und Informationsstand als Determinanten der Einstellung zum Euro
HAFOS Nr. 29 2001	Witte, Erich H.: Bindung und romantische Liebe: Sozialpsychologische Aspekte der Bindungstheorie.
HAFOS Nr. 30 2001	Witte, Erich H.: Theorien zur sozialen Macht.
HAFOS Nr. 31 2001	Witte, Erich H.: Wertewandel, wirtschaftliche Prozesse und Wählerverhalten: Sozialpsychologische Gesetzmäßigkeiten zur Erklärung und Bekämpfung von Ausländerfeindlichkeit.
HAFOS Nr. 32 2001	Lecher, Silke, & Witte, E. H.: FORMOD und PROMOD: State of the Art der Moderation des Gruppenproblemlösens.
HAFOS Nr. 33 2001	Porschke, Christine, & Witte, E. H.: Psychologische Faktoren der Steuergerechtigkeit.
HAFOS Nr. 34 2001	Tettenborn, Annette: Zeitgemäßes Lernen an der Universität: „Neuer Wein in alte Schläuche?“
HAFOS Nr. 35 2001	Witte, Erich H.: Wirtschaftspsychologische Ursachen politischer Prozesse: Empirische Belege und ein theoretisches Konzept.
HAFOS Nr. 36 2001	Witte, Erich H.: Der Köhler-Effekt: Begriffsbildung, seine empirische Überprüfung und ein theoretisches Konzept.
HAFOS Nr. 37 2001	Diverse: Zwischen Couch, Coaching und ‚neuen kleinen Feldern‘ – Perspektiven Angewandter Psychologie. Beiträge zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft zur Förderung der Angewandten Psychologie e.V.
HAFOS Nr. 38 2001	Witte, Erich H.: Ethische Grundpositionen und ihre Bedeutung bei der Rechtfertigung beruflicher Handlungen.
HAFOS Nr. 39 2002	Witte, Erich H.: The group polarization effect: To be or not to be?
HAFOS Nr. 40 2002	Witte, Erich H.: The Köhler Effect: Definition of terms, empirical observations and theoretical concept.
HAFOS Nr. 41 2002	Witte, Erich H.: Das Hamburger Hochschulmodernisierungsgesetz: Eine wissenschaftlich-psychologische Betrachtung.
HAFOS Nr. 42 2003	Witte, Erich H.: Classical ethical positions and their relevance in justifying behavior: A model of prescriptive attribution.
HAFOS Nr. 43 2003	Witte, Erich H.: Wie verändern Globalisierungsprozesse den Menschen in seinen Beziehungen? Eine sozialpsychologische Perspektive.
HAFOS Nr. 44 2003	Witte, Erich H., & Putz, Claudia: Paarbeziehungen als Mikrosysteme: Ableitung und empirische Prüfung von theoretischen Annahmen.
HAFOS Nr. 45 2003	Trepte, S., Ranné, N., & Becker, M.: Patterns of New Media Adoption in a World of Hybrid Media.
HAFOS Nr. 46 2003	Trepte, S.: Daily as Self-Realization – An Empirical Study on Audience Participation in Daily Talk Shows.
HAFOS Nr. 47 2003	Witte, Erich H., & Engelhardt, Gabriele: Gruppen-entscheidungen bei „Hidden Profiles“ ‚Shared View‘ – Effekt oder kollektiver ‚Primacy‘-Effekt? Empirische Ergebnisse und theoretische Anmerkungen.
HAFOS Nr. 48 2003	Witte, Erich H., & Raphael, Christiane: Der EURO, der junge Konsument und die wirtschaftliche Entwicklung.
HAFOS Nr. 49 2003	Witte, Erich H., & Scheffer, Julia: Die Steuerreform und der Konsumanreiz: Eine wirtschaftliche Betrachtung.
HAFOS Nr. 50 2004	Witte, Erich H.: Theorienentwicklung und –konstruktion in der Sozialpsychologie.
HAFOS Nr. 51 2004	Witte, Erich H., & Janetzki, Evelyn: Fragebogenentwicklung zur Lebensgestaltung.
HAFOS Nr. 52 2004	Witte, Erich H., & Engelhardt, Gabriele: Towards a theoretically based Group Facilitation Technique for Project Teams
HAFOS Nr. 53 2004	Scheffer, Julia, & Witte, Erich H.: Der Einfluss von makrosozialer wirtschaftlicher Bedrohung auf die Leistungsfähigkeit.

HAFOS Nr. 54
2004
HAFOS Nr. 55
2005

HAFOS Nr. 56
2005

Witte, Erich H., & Wolfram, Maren: Erwartungen und Vorstellungen über die Vorlesung Psychologie.

Heitkamp, Imke, Borchardt, Heike, & Witte, Erich H.: Zur simulierten Rechtfertigung wirtschaftlicher und medizinischer Entscheidungen in Ethikkommissionen: Eine empirische Analyse des Einflusses verschiedener Rollen.

Witte, Erich H.: Sozialisationstheorien.